

Für unsere Kinder

Nr. 17 ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ 1909

Inhaltsverzeichnis: Morgengruß. Von Michael Georg Conrad. (Gedicht.) — Kriegsgeschichten. Von Hans Friedemann. — Hase und Affe. — Das Wildweiblein. Von Jan Herben. Aus dem Tschechischen übersetzt von Otto Pick. — Familienfest. Von Adelbert v. Chamisso. (Gedicht.) — Das harte Herz. Von Hermann Rahmann. — Frühlings Ankunft. Von Emma Dölg. (Gedicht.) — „Guten Tag, Fährmann!“ — „Flegel!“ Ein nordisches Märchen. —

Morgengruß.

Von Michael Georg Conrad.

Heraus, mein Kind! Die Eichenwälder rauschen
den Sturmesgruss dem ersten Lenzestag,
die junge Welt erbraut und Blitze sausen
und Frühlingsdonner krachen Schlag auf Schlag.

Heraus, mein Kind! Der Winter liegt im Sterben,
die letzte Fessel bricht in Feld und Hag,
die kalte Tyrannei geht jäh in Scherben,
die Freiheit glüht im strahlenwarmen Tag.

Heraus, mein Kind, und recke froh die Glieder,
in Sturm und Drang steigt tosend jetzt der Saft,
stimm an aus voller Brust das Lied der Lieder,
den Psalm der Schönheit ewiger Sonnenkraft.

○ ○ ○

Kriegsgeschichten.

Liebe Freunde! Ich schrieb Euch im letzten Briefe, daß die Vaterlandsliebe der Franzosen erst erwachte, als der Preis hoch genug war, um den sie ihren Patriotismus einsetzen konnten. Das will ich heute noch etwas näher beleuchten. Vielleicht habt Ihr im Geschichtsunterricht schon gehört, daß das französische Volk etwa hundert Jahre vor dem Ausbruch des Krieges von 1870 ein anderes, noch viel gewaltigeres Ereignis erlebte: die große Revolution. Nun wird Euch zwar Guer Lehrer viel von den entsetzlichen Morden und Greuelthaten der Revolutionsjahre erzählt und Euch gezeigt haben, wie abscheulich es ist, wenn ein Volk sich in gewaltsamer Weise gegen die Obrigkeit, gegen den König, die Priester und all die herrschenden Mächte empört. Er wird Euch wohl auch einpauken, daß jede Revolution etwas Verabscheuungswürdiges ist, und

daß ein Volk, welches eine solche Schreckenszeit über das Vaterland heraufbeschwört, doch herzlich wenig Liebe zu diesem haben muß. Aber er wird Euch sicher verschweigen, daß es noch viel verabscheuungswürdiger ist, wenn ein Volk viele Jahre lang, jahrhundertlang, von Unterdrückern geknechtet und ausgefogen wird, so daß es zuletzt nichts mehr sein eigen nennen kann. Wir Arbeiter müssen daher sagen, daß es etwas Großes ist, wenn ein Volk den ungeheuren Mut hat, sich von der Knechtschaft zu befreien, auch wenn es dabei vor einer Revolution nicht zurückschrecken darf. Denn die Unterdrückten wissen ganz genau, daß sie selbst unter den Schrecknissen der Revolution mit zu leiden haben. Aber sie kämpfen für ihre Befreiung, und darum ist die Revolution für sie ein heiliger Krieg. So haben auch die Franzosen im Jahre 1789 bewiesen, daß sie einen herrlichen Heldensinn hatten, der keine Furcht kannte. Sie sprengten die eisernen Fesseln der Tyrannei, die klirrend fielen; umtobt von tausend Gefahren machten sie reinen Tisch mit den Bedrängern, die sie in wilder Gewinn gier die langen, langen Jahre wie Hunde mit Füßen getreten hatten. Das war wirklich eine Heldentat. Das aber ist die wahre Vaterlandsliebe, die jedes Opfer an Gut und Leben bringen kann, wenn es gilt, im Vaterland jene Zustände zu beseitigen, um derentwillen Millionen von arbeitsamen und fleißigen Menschen an Leib und Geist darben und in elender Kümmeris dahinleben müssen.

In der großen Revolution von 1789 haben die Unterdrückten des französischen Volkes bewiesen, daß ihnen diese glühende Vaterlandsliebe eigen war. Meint Ihr nun, meine jungen Freunde, das selbe Volk hätte nur etwa hundert Jahre später bereits alle Vaterlandsliebe verloren? O nein! Die sah noch ebenso tief in seinem Herzen. Nur gingen die Franzosen sparsam mit ihrem kostbaren Gute um. Sie warfen ihre Perlen nicht vor die Säue. Darum war es kein Beweis für mangelnden Patriotismus, daß sie unter der Fuchtel eines Gebieters im Kriege nicht eine Begeisterung zeigten, die sie in Wirklichkeit gar nicht besaßen. Was Begeisterung geschienen hatte, verflog wie ein Rauch, als die Niederlage kam. Nun besannen sich die Soldaten darauf, daß sie Menschen

und nicht Mordwerkzeuge und Schlachtvieh waren. Viele weigerten sich, ihr Leben für eine Sache einzusetzen, von der sie erkannten, daß sie nicht die Sache des Vaterlandes war. Sie verzweifelten, dachten nur an die Rettung des Lebens und hörten auf, ihren Vorgesetzten blindlings zu folgen. Sie richteten ihren eigenen Willen gegen die Befehle ihrer Oberen auf. Die Erzählung aus dem „Zusammenbruch“, die ich Euch heute mitteile, mag Euch zeigen, welche Stimmung von den französischen Soldaten Besitz ergriffen hatte.

Auf Wiedersehen!

Euer Hans Friedemann.

Ein Marschtag.

Aus Zolas „Zusammenbruch“.

„Vorwärts! Legt alles zusammen, packt alles ein! Wir marschieren!“

„Aber die Suppe!“

„Die Suppe ein andermal! Wir marschieren sofort!“

Die Trompete des Hornisten erscholl gebieterisch; das war eine Bestürzung, ein dumpfer Horn! Was! Marschieren ohne zu essen? Nicht einmal eine Stunde warten, bis das Abkochen möglich war! Die Soldaten wollten trotzdem die Suppe trinken; aber es war noch nichts als warmes Wasser, und das ungekochte Fleisch widerstand wie Leder den Zähnen. Die Leute brummten wütende Worte. Der Unteroffizier, Jean Marquardt, mußte einschreiten, damit sie die Vorbereitungen zum Abmarsch beschleunigten. In weniger als einer Viertelstunde war das Lager abgebrochen, waren die Zelte zusammengefaltet und auf die Tornister gefchnürt, die Gewehrpyramiden auseinandergenommen, und auf der nackten Erde blieb nichts als die erlöschenden Kochfeuer zurück.

Die Sonne war drückend heiß, und der Tornister, beschwert und ausgebläht von der Zeltleinwand und den verschiedenen Geräten, lastete schrecklich auf den Schultern. Viele waren gar nicht gewöhnt, ihn zu tragen.

„Sie treiben ihren Spaß mit uns!“ schrie einer.

Pföhllich blieb ein kleiner Soldat, bleich, die Augen mit Wasser gefüllt, stehen und warf seinen Tornister in einen Graben, dabei laut aufseufzend und tief Atem holend wie ein Mensch, der mit dem Tode gerungen hat und wieder zu sich kommt.

„Da ist mal einer, der das Richtige getroffen hat,“ murmelte ein anderer.

Trotzdem setzte er den Marsch fort, den Rücken gekrümmt von der ungewohnten Last. Als aber zwei andere gleichfalls ihre Bürde wegwarfen, konnte er sich nicht mehr halten.

„Fahr hin!“ rief er und schleuderte mit einer Schulterbewegung seinen Tornister gegen eine Böschung. Fünfundzwanzig Kilo auf dem Rückgrat — ich danke! Er hatte genug davon. Man war doch schließlich kein Vieh, um so was zu schleppen.

Verschiedene andere folgten seinem Beispiel.

„Nehmt eure Tornister wieder! Man würde mich beim Kragen packen, mich allein!“ rief Jean. Aber die Leute gingen mit finsterner, stummer Miene vorwärts, den Unteroffizier in dem engen Wege vor sich hindrängend.

„Wollt ihr wohl eure Tornister nehmen, oder ich melde euch!“

Moritz, ein Soldat von feiner Herkunft, biß die Zähne vor Wut aufeinander. Dieser Bauernklimmel, dieser Unteroffizier, wollte sie melden! Warum? Weil arme, todmüde Burschen sich's ein bißchen leichter machen! Und schnell riß er die Tragriemen herunter und ließ seinen Tornister an den Rand des Weges niedersinken.

„Es ist gut,“ sagte der Unteroffizier, der keinen Streit beginnen konnte. „Wir werden das heute Abend in Ordnung bringen.“

Moritz schmerzten die Füße furchtbar. Die dicken, harten Schuhe, an die er nicht gewöhnt war, rieben ihm die Haut blutig. Er war von ziemlich schwacher Gesundheit und spürte längs der Wirbelsäule noch immer wie eine frische Wunde den unerträglichen Druck des Tornisters, obgleich er ihn schon weggeworfen hatte, und das Gewicht des Gewehrs genügte allein, um ihm den Atem zu benehmen.

„Nach Berlin! Nach Berlin!“ so hatten sie damals alle geschrien, als der Krieg losbrach. Eine wahnsinnige Begeisterung hatte sie alle gepackt. Auch er hatte sich davon hinreißen lassen. Jetzt wußte er, daß es die Begeisterung von Verrückten gewesen war. Wie schnell hatte sich der Wind gedreht! Wie schnell war aus der Begeisterung eine lähmende Verzweiflung geworden! So grübelte Moritz vor sich hin.

„Zum Donnerwetter! wie mir der verdammte Ruhfuß die Pfoten quetscht!“ schrie plötzlich sein Nebenmann und legte sein Gewehr nochmals auf die andere Schulter.

„Hatte meine Zeit abgedient und sollte meiner Wege gehen! Muß nun in die ge-

meine Wirtschaft hineingeraten!" grollte ein anderer, und dann schwenkte er sein Gewehr mit wütender Hand und schleuderte es heftig hinter eine Hecke.

"Zum Teufel mit dir, miserables Zeug!" Das Gewehr drehte sich zweimal um sich selbst, schlug in einer Ackerfurche auf und blieb dann liegen, langgestreckt, unbeweglich, gleich einem Toten. Und schon flogen ihm andere nach; bald war das Feld voll von Waffen, die traurig und verlassen unter der drückenden Sonne dalagen.

Es war, als ob eine ansteckende Verrücktheit alle erfaßt hätte: der Hunger, der den Magen peinigte, die Schuhe, die die Füße wund rieben, der qualvolle Marsch, die unerwartete Niederlage, deren Dräuen die Leute hinter sich zu hören glaubten. Nichts Gutes mehr zu hoffen! Die Führer liefen davon. Man gab den Soldaten nicht einmal zu essen. Die Ermüdung, der Ärger noch dazu. Man kriegte förmlich Lust, mit allem gleich ein Ende zu machen. Wozu dies ganze widerwärtige Kriegsleben? Wozu dieser Krieg überhaupt? ... Das Gewehr konnte dem Tornister Gesellschaft leisten. Und in der namenlosen Wut der Soldaten, unter schrillum Gelächter, folgen die Gewehre dahin.

Nur einer hielt es krampfhaft fest. Er fürchtete, eine große Sünde zu begehen, für die ihn dereinst der Herrgott strafen würde.

"Da seht mal den Duckmäuser! Das kommt davon, daß ihn seine Mutter jeden Sonntag mit dem lieben Gott fütterte! Es ist eine Gemeinheit, wenn man es nicht mit den Kameraden hält!" schrien die anderen wild durcheinander.

Auch Moritz hatte sein Gewehr auf einen Steinhaufen gelegt. Da stürzte der Unteroffizier auf ihn los:

"Nehmen Sie Ihr Gewehr auf! Sofort, hören Sie!"

Die Leute, die den Korporal niemals so gesehen hatten, blieben überrascht stehen.

"Sofort nehmen Sie Ihr Gewehr auf oder, Gott verdamme mich, ich lasse Sie erschießen, sobald wir nach dem Raftort kommen!"

Gebändig hob Moritz sein Gewehr auf. Tränen vor Wut verschleierten ihm die Augen. Er setzte den Marsch fort, schwankend wie ein Trunkener, inmitten der Kameraden, die ihn nun verhöhnzten, weil er nachgegeben hatte.

O, wie haßte er diesen Korporal! Und als sein Nebenmann murmelte, daß man für solche Vorgesetzte nur auf den Schlachttag warte, um

ihnen eine Kugel durch den Kopf zu jagen, da schwamm es ihm rot vor den Augen, und er sah sich selbst ganz deutlich, wie er Jean hinter einer Mauer den Schädel zerschmetterte.

Nun warf auch der fromme Pache sein Gewehr weg. Auf den langen sonnigen Straßen, zwischen den reifen Getreideäckern und den Hopfenfeldern schleppten sich die ungeordneten Massen dahin; die Nachzügler ohne Tornister und ohne Gewehr waren nichts als ein verwirrter, planlos trabernder Haufe, bei dessen Nahen die Türen der erschreckten Dörfer sich schlossen.

Es war acht Uhr und bereits dunkel, als man mit Mühe und Not das Bivak bezog mitten in der Verwirrung der um die Hälfte verringerten Regimenter. Die Leute fielen entkräftet vor Hunger und Ermüdung nieder. Bis gegen zehn Uhr sah man vereinzelt oder in kleinen Gruppen Soldaten ankommen, die ihre Kompagnien suchten und nicht wiederfanden, kurz, den ganzen jammervollen, endlosen Nachtrab der Zurückgebliebenen und Widerspenstigen, die längs des Weges zerstreut waren.

Jean machte sich, sobald er sein Regiment erreicht hatte, auf die Suche nach seinem Leutnant, um die Meldung zu machen. Er fand ihn in einer Unterredung mit dem Hauptmann und dem Obersten. Der Oberst rief Jean zu sich, und zwang ihn, alles zu sagen.

"Herr Oberst," rief der Hauptmann, "man muß ein halbes Duzend dieser Glenden erschießen!"

Und der Leutnant stimmte ihm bei.

Aber eine Gebärde des Obersten zeigte, daß er sich machtlos fühlte.

"Es sind zu viele. Wie soll man das anfassen? An siebenhundert! Wen soll man da herausgreifen? Nein, nein, ich kann da nichts tun. Es ist furchtbar!"

Und der Hauptmann wiederholte:

"Es ist furchtbar! — Das ist das Ende!"

o o o

Sase und Affe.*

Der Affe warf dem Hasen vor, er sehe sich fortwährend um, der Hase aber entgegnete, der Affe traze sich in einem fort. Beide kamen

* Woloffen-Fabel aus dem Sudan, mitgeteilt von Baron Roger. Aus dem Buche: „Fabeln und Parabeln der Weltliteratur.“ Gesammelt und mit literar-historischen Einführungen herausgegeben von Theodor Egel. Leipzig, Max Hesses Verlag.

überein, einen Tag hindurch vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang beieinander zu sitzen: der Hase versprach, sich nicht umzuschauen, und der Affe gelobte, sich nicht zu kratzen.

Der festgesetzte Tag kam heran; mit Sonnenaufgang fanden sich beide auf dem bestimmten Plage ein; regungslos hielt der Hase seine Augen auf den Erdboden geheftet, ruhig und unbeweglich ruhten des Affen Hände auf seinem Schoß. Es wurde Mittag, da sagte der Affe, der es vor Pein kaum noch auszuhalten vermochte: „Als ich im Kriege war, trafen mich die Kugeln hier — und hier — und dort — und dort!“ Wohin er mit dem Finger wies, um die Stellen zu bezeichnen, wo die Kugeln ihn getroffen, kratzte er sich schnell.

Auch der Hase, der es kaum noch vermochte, seine Augen auf dem Fußboden vor ihm ruhen zu lassen, begann eine Erzählung. „Als ich im Kriege war,“ sagte er, „verfolgten mich auch die Feinde. Vor Entsetzen sprang ich bald hierhin, bald dorthin, — bald links, bald rechts.“ Mit Blitzesschnelle folgten dabei seine Augen, die so lange starr auf den Boden gefestet gewesen waren, den Bewegungen seiner Glieder.

o o o

Das Wildweiblein.

Von Jan Herben. Aus dem Tschechischen überseht von Otto Pich.

Aufruhr, Lärm und Gesang gab's seit Mitte April im Walde oberhalb des Hegerhauses. Das Volk der Vögel kehrte heim in die grünen Fichten, Kiefern, Erlen und in das junge Gras auf dem Ager. Rings um den Teich im Weidengesträuch war es ebenso lebendig. Da flatterten, zwischerten und jagten Finken, Wildtauben, Meisen, Amseln, Drosseln, Golddrosseln, Grassmücken, Bachstelzen, Bürger, Eichelhäher, Elstern, Zaunkönige, Rotkehlchen und wie sie alle heißen mögen. Sie kannten einander gegenseitig, verstanden jeder die Sprache der anderen, obwohl ein jeder in seiner eigenen redete. Die Mehrzahl kam aus dem Süden hergeflogen, einige aber auch aus dem Norden. So kam die Bachstelze aus den Bergen, wo die Wildbäche reißend sind und selbst im Winter nicht zufrieren. Und da ließ sich auch schon aus dem Walde das schwermütige Ku-lu, kulu des Ruckucks vernehmen. Eifriges Weibchen suchten Nester, und die Männchen unterhielten sie mit Singen, Zwitschern, Pfeifen, Pinken, so gut es eben jeder konnte.

Das Nahen des Lenzes und der Liebe begrüßten sie mit ihren schönsten Liedern.

Bei Bachstelzens hatte man bereits ein Nest fertig, am Ufer des Teiches über dem Wasser, unter den Weiden. Herr Bachstelze saß auf dem Gestein und bewegte lustig sein Schwanzlein auf und nieder, denn im Neste lag er bereits zwei reizende Eierchen. Er liebte sein Weibchen unendlich. Feuer war er nicht mit ihm übers Meer geflogen, allein war es auf die weite Pilgerfahrt gegangen, während er nur bis zum Riesengebirge geflogen war. Er traute sich zu, dort zu überwintern, das Weibchen jedoch fürchtete sich vor dem Winter. Eine Woche früher als seine Frau war Herr Bachstelze zum Teiche gekommen und hatte sehnsüchtig, sehr sehnsüchtig nach ihr ausgeblickt. Das Wiedersehen war rührend. Nun freuten sie sich darauf, daß sie bald Kinderchen haben würden.

Das Männchen war auf das rechte Ufer des Teiches geflogen, um Nahrung zu suchen. Plötzlich kam ihm die Bachstelzin atemlos außer sich nach. Sie bebte am ganzen Körper.

„Was ist los?“ fragte das Männchen.

„Komm schnell mit mir, auf der alten Weide über unserem Neste sitzt — sitzt — flieg nur!“

Das Männchen fragte nicht einmal, wer auf der alten Weide säße und flog schnell nach Hause, die Bachstelzin hinterdrein. Sie stürzten sich auf einen gedrungenen, großen Vogel, welcher schon fast am Rande des Nestes stand und ihre Eier forschend beschaute. Sie schrien den Vogel an, schlugen ihn mit den Flügeln, zwickten ihn und umflatterten ihn, und als er durch das Weidengesträuch endlich davonslog, verfolgten sie ihn so unerschrocken, daß er sich in den Wald flüchtete. Es war ein aschgrauer, rötlichgestreifter Vogel, fast wie ein Lerchenfalle.

„War es ein Frechling oder ein Räuber oder was eigentlich?“ fragte sich das Männchen, als Bachstelzens zum Neste zurückflog.

„Wenn du ihn nur gesehen hättest, wie er hier neugierig herumstrich und wie er mich anstarrte,“ sagte zitternd Frau Bachstelze.

„Vielleicht nur aus Neugier,“ meinte Herr Bachstelze, „du bist so lieblich und nett.“ Und er forderte das Weibchen auf, mit ihm ans andere Ufer zu fliegen, wo eine Menge Insekten einen leckeren Schmaus versprochen. Ganz verliebt betrachtete er sein Frauchen, wie anmutig es trippelte und sich ihm zuwendete.

Als sie zurückkamen, erschraf Herr Bachstelze.

„Du, Bachstelzin,“ sagte er sanft und doch

beforgt, „heut früh hatten wir bloß zwei Eier im Nest. Und jetzt sind ihrer drei da.“

„Was fällt dir ein,“ erwiderte sie. „Drei, das ist unmöglich!“

Das eine Ei kam ihr freilich sehr eigentümlich vor, es war zwar den anderen ähnlich, aber größer als sie.

„Ich werde doch noch bis drei zählen können,“ sagte das Männchen mürrisch und sah die Bachstelze argwöhnisch an. „Ich werde das eine hinauswerfen!“

„Nein!“ schrie die Bachstelzein mitleidsvoll. „In dem Ei lebt ein kleines Kind!“ Ganz schwarz wurde ihr vor den Augen, und die Tränen strömten hervor, als sie dachte, daß unter der Schale ein unbefiedertes Vöglein lebte, das sich einst an ihre Brust schmiegen werde, unter ihr mütterliches Gefieder. Das Männchen machte ein düsteres Gesicht und verstummte. „Nun, meine Frau hat sich wahrscheinlich verlesen,“ dachte Herr Bachstelze in seinem Innern; „das Ei hat sie zweifellos gelegt, als ich ans andere Ufer geflogen war.“

Frau Bachstelze legte noch zwei Eier. Bald waren die Jungen da. Aber welch Wunder — das eine war anders als die übrigen, genau so wie das Ei anders gewesen war. Aber der Bachstelzein war dieses Kind gerade das liebste. Sie hatte das erste Weben des Lebens gerade in ihm gefühlt, als sie auf den Eiern saß, und die Mutterliebe hatte sich ungeduldig danach gesehnt, daß das erste Köpfchen die Schale durchbrechen werde. Das Männchen schwieg und murkte nur im geheimen. Erst nach einer Woche, als das größte Kind die vier kleineren Geschwister, zwei Männchen und zwei Weibchen, zu bedrängen anfing, als es mehr Nahrung als die anderen Jungen verbraucht hatte und trotzdem nicht aufhörte, das hungerige Schnäbelein aufzusperren — da wurde auch Frau Bachstelze unruhig und bestürzt. Sie berief alle ihre Schwestern, Nichten und Basen, ja selbst die entferntesten Verwandten aus dem ganzen Umkreise des Teiches oberhalb des Hegerhauses zu einer Beratung. Da kamen sie alle herbeigeflogen zu dem Neste unter den Weiden, jede brachte den Kindern etwas in das Schnäbelein mit, aber mit dem unerfättlichen Vielfraß wußte niemand Rat. Ewig war er hungerig und schrie, und die anderen Vögeln waren nur noch Haut und Knochen. Tjisis, tjisis! ertönte es fortwährend aus dem Neste.

„Unsere Kinder rufen doch ‚tip-tiip!‘“ wunderte sich eine Patin.

Da wackelten die Schwestern, Basen, Tanten und Patinnen mit den Köpfen, aber einen Rat wußten sie nicht. Vielleicht sollte man die älteste Tante am unteren Teiche holen lassen, meinten sie.

„So, da haben wir’s!“ sagte die Tante aus den Erlen.

Was dieser rätselhafte Ausspruch bedeutete, wußte niemand; man ahnte nur, daß die Tante aus den Erlen der geheimnisvollen Sache auf den Grund gekommen sei. Zu fragen wagte niemand, weil sie immer so geheimnisvoll zu reden pflegte.

„Was meinte die Tante wohl damit?“ fragte Frau Bachstelze ihren Mann verflohen.

„Ach, wer durchschaut die!“ entgegnete er.

Von Bachstelzens kleinen Vögeln lebten bald nur noch zwei. Das dritte war von dem unbändigen Schreier aus dem Neste geworfen worden und über Nacht im kalten Grase zugrunde gegangen; das vierte war von dem Ausbund im Neste zerquetscht und erdrückt worden, und die Alten selbst hatten es unter Tränen hinausgetragen.

Wieviel Mühsicht und Sorgfalt braucht ein so schwaches und zerbrechliches Vöglein! Und das absonderliche Junge war schon ein wahrer Riese, dazu streitsüchtig und gefräßig. Die übrigen zwei armen Dingerchen schwanden dahin, denn es blieb für sie herzlich wenig Nahrung übrig. Wenn die Eltern die Nahrung zum Neste brachten, riß sie ihnen der Schreier und Fresser aus den Schnäblein; ein Wunder, daß er ihnen mit seinem ungeheuren Schnabel die Köpfe nicht zerhakte. Bachstelzens durften sich kaum ihren anderen Kindern nähern. Es waren traurige Tage für sie. Die Alten sprachen nicht einmal, sie flogen und flogen vom Neste über den Teich und vom Teiche zum Neste, suchten Nahrung und dachten nicht einmal an sich selbst. Den Nachbarn taten sie leid. Sobald der Tag dämmerte, waren Bachstelzens schon an der Arbeit, und spät abends waren sie die letzten aller Vögel, welche zu Bett gingen. Vor Ermattung schlossen sie so fest ein, daß sie nicht einmal die Raute des Hegers gehört hätten, wenn sie sich an ihr Nest herangeflüchten hätte.

„Hört, bei Bachstelzens wird es der ‚Bumberlitschel‘ sein,“ meinte ein Fink.

„Was ist das, der ‚Bumberlitschel‘?“ fragte ein Zeißig.

„Da unlängst machte ich mir an den Fenstern des Hegerhauses zu schaffen,“ hob der Fink an. „Ich hörte, wie die Großmutter den Kindern

vom Bumberlitschel' erzählte. Es war einmal ein alter Mann und eine alte Frau, und sie wohnten am Walde in einer Hütte. Sie waren arm, der Mann ein Tagelöhner, und die Frau wob Leinwand für die Leute. Trotzdem sagten sie immer: „Wenn wir doch ein Kindchen hätten!“ „Seid froh, daß ihr keins habt,“ sagten die Leute zu ihnen, „ihr habt doch selbst nichts zu essen.“ Und die Armen antworteten: „Wenn wir uns sattessen, könnte sich auch noch ein Kindchen sattessen, wenn wir nur eins hätten.“ Als der Mann einmal in den Wald ging, um Holz zu hauen — — —

Der Fink hielt inne.

„Erzähl doch!“ riefen die anderen Vögel.

„Ich möchte schon,“ sagte der Fink, „aber ich kann mich nicht erinnern, wie es geschah. Kurz und gut, der Mann brachte aus dem Walde ein Kind heim, das er dort gefunden hatte, ich weiß nicht mehr wie. Das Weib hatte große Freude, und sie nannten das Kind ‚Bumberlitschel‘. Plötzlich begann das Kind sich im Bettchen hin und her zu werfen und zu schreien: ‚Mutter, zu essen!‘ Die Frau wußte vor Freude nicht, wo ihr der Kopf stand. Sie ließ und kochte Brei. Als der fertig war, schlang ihn Bumberlitschel hinunter und schrie wieder: ‚Mutter, zu essen!‘ ‚Warte, Bumberlitschel, warte, gleich bringe ich dir etwas!‘ Die Frau lief zur Nachbarin und brachte einen vollen Napf Milch. Bumberlitschel trank in vollen Zügen, und als er fertig war, schrie er noch immer, daß er essen möchte. Die Frau wunderte sich, daß das Kind nicht genug habe, und ließ sich bei den Nachbarn einen Laib Brot. Sie legte es auf den Tisch und ging in die Küche Feuer anzünden, um für den Mann und sich etwas zum Mittagmahl zu kochen. Kaum sah Bumberlitschel das Brot auf dem Tische, so kroch er aus dem Bette, sprang auf die Bank, schlang das Laib auf einmal hinunter und schrie weiter: ‚Mutter, zu essen!‘ Die Mutter kam in die Stube, das Brot war weg und in der Ecke stand Bumberlitschel, der schon recht groß geworden war, und hungerte noch immer. ‚Kind, Kind, friß nur mich nicht auf!‘ rief sie erschrocken. ‚Nuch das tu ich,‘ sagte Bumberlitschel, öffnete den Schnabel — ich meine den Mund, verbesserte sich der Fink —, und ehe die Mutter sich dessen versah, war sie verschlungen. Als der Vater mittags zum Essen kam, verschlang Bumberlitschel auch den Vater, fraß dann einen Wagen samt den Pferden auf — — —

Der Fink machte wieder eine Pause.

„Weiter! Weiter!“ schrien die Vögel, ihre Auglein glühten, ihr Gefieder sträubte sich, sie zitterten und bebten vor Aufregung.

„Ich weiß nichts mehr,“ sagte der Fink. „Weiter habe ich nichts gehört. Ich sah Hegers Kaze zum Fenster schleichen, als ich horchte, und mußte fliehen.“

„Es ist schon so: Wachtelzens haben auch einen Bumberlitschel,“ sprachen traurig die erschreckten Vogelweiblein zueinander. „Er wird einmal Vater und Mutter mitsamt dem Neste, vielleicht auch uns alle verschlucken. Der Himmel sei uns gnädig!“

„Bei allen Sperbern! Was soll das heißen?“ riefen die Männchen zornig und empört. „Totbeißer sollte man dieses Ungetüm, so lange es jung ist!“ (Schluß folgt.)

o o o

Familienfest.

(Eitaisch.) Von Adelbert v. Chamisso.

Der Vater ging auf die Jagd in den Wald;
Ein gutes Wild ersah er sich bald.

Er legte wohl an, er drückte los;
Der Sperling fiel auf das weiche Moos.

Die Brüder luden zu Schlitten den Fang
Und schleiften ihn heim und jubelten lang.

Die Töchter schnell das Feuer geschürt,
Sie rupften und sengten ihn, wie sich's gebührt.

Die Mutter briet und schmort ihn gleich;
Der Braten war köstlich und schmackhaft und weich.

Geschäftig trugen die Schwestern ihn auf;
Es kamen der fröhlichen Gäste zu Hauf.

Sie setzten zu Tisch sich und saßen fest
Und taten sich gütlich beim weiblichen Fest.

Sie schmausfen den Sperling in guter Ruh'
Und tranken drei Fässer des Bieres dazu.

o o o

Das harte Herz.

Der Frühling war gekommen. Die Schneeglöckchen hatten ihn eingeläutet. Nun aber senkten sie ihre Köpfschen, da die Sonne sie schon gar zu sehr wärmte. Dafür aber kam das Veilchen und schenkte uns seinen Duft. An einem freien Nachmittage machte ich mich mit mehreren Schulkameraden auf, um die lieblichen Blümchen zu suchen, die auf der

Schützenwiese verstreut blühten. Zwei Sträußchen Veilchen wollte ich pflücken: das eine sollte die Großmutter erfreuen, die schon viele Wochen krank zu Bette lag, das andere wollte ich dem Lehrer bringen, der so Schönes vom Leben der Blumen zu erzählen wußte.

Als ich der Großmutter die Veilchen brachte, strich sie mir mit ihren welken Händen gerührt übers Haar. Die arme alte Frau hatte wenig Gutes und Frohes im Leben gehabt. Mein Großvater war schon lange tot, aber auch als er noch lebte, hatte sie schwer schaffen und sorgen müssen. So oft ich an die Großmutter denke, sehe ich sie mit irgend einer Arbeit beschäftigt, sei es auf dem Felde oder im Hause, bald daheim und bald bei fremden Leuten. Wenn sie bei der Gutsherrschaft wusch, nahm sie mich mit, da ich nicht ohne Aufsicht bleiben sollte und meine Mutter von früh bis spät auf dem Felde arbeitete oder mich wegen anderer Arbeit nicht betreuen konnte. In irgend einer Ecke hockte ich dann nieder und sah die schweißperlende Stirn der Großmutter über das Waschfaß gebeugt, aus dem heißer Dampf und Laugegeruch ihr ins Gesicht schlugen. Zuweilen durfte ich auch mit der Großmutter aufs Feld, wenn sie Rüben oder Kartoffeln für die Gutsherrschaft grub. Nun war sie beinahe ein halbes Jahr krank, und der Arzt hatte bei seinem letzten Besuch heimlich zur Mutter gesagt, daß die Tage der alten Frau gezählt seien. Sie dürfe jetzt alles essen und trinken, was ihr vorher untersagt gewesen war.

Am anderen Vormittag ging's mit dem Veilchenstrauß zur Schule. In einem mit Wasser gefüllten Gläschen stellte ich ihn auf das Katheder. Der Lehrer fragte, wer der Spender sei, dankte und sagte, daß wir die Veilchen sehr gut in der Naturgeschichtsstunde gebrauchen könnten. Vorher hatten wir Religionsunterricht. Als Klassenerster mußte ich das Gebot erklären: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ Der Lehrer fügte manches über die Nächstenliebe hinzu, und ich dachte, daß es nichts Schöneres geben könne, als den Nächsten zu lieben und ihm wohl zu tun. Als ich mittags nach Hause kam, meinte die Mutter. Sie hatte von der Arbeit zu Hause bleiben müssen, weil es mit der Großmutter sehr schlimm stand. Ihr Aussehen war so sonderbar geworden, und mit einer merkwürdigen Beharrlichkeit flehte sie um Wein. Wenn sie nur erst ein Gläschen Wein hätte, meinte sie, würde es ihr sicherlich

besser gehen. Die lange Krankheit der Großmutter hatte mancherlei Ausgaben gebracht, und unsere Geldmittel waren daher fast völlig erschöpft. Weil die Mutter aber den Wunsch der Sterbenden erfüllen wollte, schickte sie mich aufs herrschaftliche Schloß, um dort eine Flasche Wein zu erbitten.

Am Eingang in die große Vorhalle fragte der alte Diener, der mich und die Großmutter gut kannte, nach meinem Begehren. Mit Tränen in den Augen erzählte ich ihm von der Krankheit der Großmutter und ihrem Herzenswunsch, etwas Wein zu trinken. Er hieß mich warten und verschwand im Gange, um der Gutsherrin meine Bitte mitzuteilen. Nach einer kurzen Weile kam er wieder. Seine Hände waren leer. Die gnädige Frau, so sagte er, habe gemeint, arme Leute brauchten keinen Wein, sie seien daran nicht gewöhnt, und er wäre ihnen schädlich. . . . Fassungslos starrte ich den alten Mann an. „Ja, aber der Arzt hat gesagt, die Großmutter könne jetzt alles essen und trinken, was sie möchte,“ stammelte ich unter Tränen. „Nun, die gnädige Frau denkt anders als der Doktor,“ meinte der Alte, und schob mich mit einem eigentümlichen Lächeln sanft hinaus. Ich stürmte davon. Als ich der Mutter den Bescheid brachte, seufzte sie tief auf, dann gab sie mir zwanzig Pfennig, wahrscheinlich die letzten, die wir hatten, und ließ mich Himbeersaft holen. Wir verdünnten ihn mit Wasser und reichten ihn der Großmutter, die ihn gierig trank. Zwei Tage später war sie tot.

Die Gutsherrschaft schickte durch ihren Diener der „treuen Arbeiterin“ einen schönen Kranz. Eine Nachbarin, die wußte, daß die Gutsherrin der Sterbenden die letzte Bitte versagt hatte, obwohl diese ihr von frühester Jugend an ohne Murren für geringen Lohn gedient hatte, wollte, daß die Mutter den Kranz zurückschickte. Doch die Mutter winkte traurig ab. Sie wollte es mit der Herrschaft nicht verderben, bei der sie zur Arbeit gehen mußte, um zu verdienen.

Wenn ich später das Gebot hörte: „Liebe deinen Nächsten“ und irgend eine rühmende Geschichte vom guten Herzen der Reichen las, fiel mir die traurige Erinnerung aus meiner Kindheit ein. Wie oft habe ich später noch erfahren, daß der Reichtum bei gar vielen das Herz verhärtet.

Germann Rahmann.

Frühlings Ankunft.

Von Emma Dölg.

Nun glaubt mir, ihr lieben Kinderlein,
Trot Sturm und Regen, der Frühling
zieht ein.

Ihr kennt doch das alte Märlein gut,
Wie Dornröschen tief im Schlaf geruht;
Da wuchs die Hecke so dicht und breit,
Es schlief das Schloß, es schlief die Zeit.
Manch Ritter kam, sie zu wecken, heran,
Doch nicht dem Ersten ward aufgetan.
Doch endlich kam aus fernem Land
Ein Ritter in goldenem Strahlengewand.
Da taten die Dornen von selbst sich auf,
Und purpurne Röslein blühten darauf;
Es fangen die Vöglein, die Sonne lacht,
Vom Ruß ist Dornröschen aufgewacht.
Sie ladet zum Feste die Kinderlein.
Nun singet und jauchzet: der Frühling
zieht ein.

o o o

„Guten Tag, Fährmann!“ —

„Flegel!“ *

Ein nordisches Märchen.

Es war einmal ein Fährmann, der war so taub, daß er weder hörte noch verstand, was man zu ihm sagte. Er hatte eine Frau und zwei Söhne und eine Tochter; diese kümmerten sich aber nicht um ihn, sondern lebten herrlich und in Freuden, solange etwas zum Leben da war; und hernach nahmen sie aus dem Wirtshaus auf Borg und hielten alle Tage Festmahle mit ihren Freunden.

Schließlich wollte ihnen aber niemand mehr borgen; und nun sollte der Vogt kommen und sie für alles, was sie erborgt und vergeudet hatten, auspfänden. Da reisten die Frau und die Kinder davon zu Verwandten und ließen den tauben Mann allein daheim. Zuvor aber sagten sie zu ihm, er müsse den Vogt und den Büttel empfangen.

* Aus: „Illustrirte nordische Volks- und Hausmärchen.“ Dritte Sammlung. Verlag von Albert Langen in München.

Der Mann schaffte und arbeitete und fragte sich, was wohl der Vogt von ihm wolle, und was er sagen solle, wenn er daherkäme.

„Ich kann ja an irgend einem Stück Holz schnitzeln, dann fragt er mich danach. Ja, ich will einen Flegel zum Dreschen machen.“

Dann fragt er mich, was ich hier mache, und dann sage ich:

„Flegel!“

Dann fragt er mich, wie lang der Stiel werden solle. Und dann sage ich:

„Bis hier zu diesem Astloch.“

Dann fragt er mich, wo die Fährre sei.

„Sie muß neu geteert werden; drunten am Strand liegt sie und ist auf beiden Seiten geborsten.“

Dann fragt er: „Wo ist denn deine graue Mähre hingelommen?“ Dann sage ich:

„Sie steht draußen im Stall und sohlt.“

Dann fragt er: „Wo ist dein Vieh und wo ist dein Sommerstall?“ Dann sage ich:

„O, nicht weit weg, wenn du den Hügel hinaufgehst, bist du gleich da.“

Nun glaubte der Mann alles wohl und gut überlegt zu haben.

Nach einer Weile kam richtig der Vogt daher. So weit war alles richtig; der Büttel aber hatte den Weg über das Wirtshaus genommen, da saß er noch und trank.

„Guten Tag, Fährmann!“ sagte der Vogt.

„Flegel!“ sagte der Mann.

„Was — — —!“ fragte der Vogt. „Wie weit ist es bis zum Wirtshaus?“ fuhr er dann fort.

„Bis zu diesem Astloch,“ sagte der Mann und deutete ein Stück an seinem Holz hinauf.

Der Vogt schüttelte den Kopf und sah den Mann groß an.

„Wo ist deine Frau?“ fragte der Vogt.

„Sie muß neu geteert werden, drunten am Strand liegt sie und ist auf beiden Seiten geborsten.“

„Wo ist deine Tochter?“

„Ach, sie steht draußen im Stall und sohlt,“ sagte der Mann; er glaubte, seine Sache recht gut zu machen.

„Ach, geh zum —, du Schafskopf du!“ sagte der Vogt.

„Ja, dahin ist es nicht weit; wenn du den Hügel hinaufgehst, bist du gleich da,“ sagte der Mann.

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Clara Geßin (Bundel), Wilhelmshöhe,

Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von Waul Singer in Stuttgart.